



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters [u.a.]

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1883?]

Monat Mai 1751.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65142](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65142)

glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, U. z. Deseu zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse leichtere Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich leichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelflang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge zieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn ersah Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes. . . Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu teuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkaufte wird. . . Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, seinesgleichen zu sein. . . Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden. . . Er ist ein Christ! . . . Er belohnt redliche Thaten, und belohnt sich zuerst. . . Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. . . Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht“ Seht da die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Teil des Polypus ein neuer und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Teilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs und allgemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asklepiadeisch, und die vierte ist Glykonisch. Ueberall ist der Wert der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um soviel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

Welchen | König der Gott | über die Rö | nige
 Mit ein | weihenden Blick | als er gebo | ren ward,
 Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund
 Und des | Vaterlands Ba | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen,“ heißt es, „hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nötig war.“ .. Ein vortreffliches Zeugnis für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. .. Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe ... Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätereı des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Delberge .. Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht
 Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
 Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
 Und das Geschrei, und der Tötenden Wut, und der donnernde
 Himmel

Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
 Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen.
 Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch und fluchet,
 Daß er noch ist, und spricht mit bleichen sterbenden Händen
 Blut gen Himmel; Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch
 leugnen.

Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
 Aller Priester und Ältesten im Volke schnell zu sich berufen.“ 2c.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichnis ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert; sowie Virgil

den Löwen . . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Delberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht. . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er,
und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdfreis,
Daß er nicht vor ihm verging.“

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibiaines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunsttrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Geratewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt teilnimmt und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen. . . Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Biron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Ver-

fasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

„Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jezo den Augenblick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das Außerordentlichste dabei ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur! Ich erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straße, bei einem gewissen Herrn*** (welchen ich nicht im geringsten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bei annahender Entwicklung solcher geheimnisvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen ist als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr*** war ein Notar, ein sehr wackerer und höflicher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen Kontrakt auf 600 Livre Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Kapitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisdor auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine Flut von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch unsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, sein sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen

bekannt machen soll? Würde dieser Zufall nicht ebenfogut erbauen als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen meine Begierde, denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen schuldigen Dankfagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles wissen will und in der That auch alles weiß, welche alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheimnis kommen. Diese Person ist das Publikum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr &c.

Piron."

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Gottes auf Erden ist, so ist der es noch viel mehr, welcher es unsichtbar thut.“ . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbei alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmut und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützig Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es sein, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verschlechte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Verteidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnig-

keit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde heibringt. . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Teil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Teile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungenen, leichten und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht überdrüssig. . . Ich überreiche diesen fünften Teil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird. . . Sie sind nicht alle von gleichem Werte und Nachdrucke. . . Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen. . .“ (Horaz sagt, nicht wir,

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae. . .

— Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.“)

. . . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fließende und, mit einem Worte, menschliche Art, zu dichten, auch in unserm Alter

nicht verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig angenommen haben. . . Sie hat ganzer 30 Jahr bei vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beifall erhalten. . . Man wird auch in diesem Teile keine dunklen, schweren und rätselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern von Libanon her. . . viel minder aber sogenannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen. . . Es sollte mir leid sein, wenn ich unter die Asterschöpfer gezählt werden könnte. . . Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Troß der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermütigen Einwohner des Saturnus. . . Unfre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden. . . Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. . . Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist. . . Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten. . . Sie schaffen aber lauter Abenteuer, wie aus der Miltonischen Gespenster- und Geisterhecke, aus Dantes Hölle 2c. 2c. mit Entsetzen zu ersehen ist. . . Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Duzend neue und zum Teil gar fromme und hüßende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen, die Scharen von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißer aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnötige Nebengehilfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die feltne Klasse der schöpferischen Geister zu setzen sein. . . Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art, zu dichten, nicht zufrieden sind. . . Viele haben nicht einmal einen Gesang oder Ungesang, weil es sich weder reimt, noch sonst poetisch klingt, ganz ausshören können. . . Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jezige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben. . . Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden. . . Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urteil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig ge-

legen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hätten . . . Opitz, Flemming, Gryphius, Günther zc. haben von dieser Art, zu dichten, nichts gewußt . . . Wann sie wiederkommen sollten, würden sie sich vermutlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen . . . Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen oder mit elenden zusammengerafften Zeitungs-schreiben und unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brot zu verdienen . . . Das unhöfliche Schreien gegen meine unschuldigen und zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen . . . Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse und verspreche ihm den sechsten Teil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgeogenheit zc."

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jezo lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller febrischer Irrtümer sei. Und wer weiß, ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglauben zu Hilfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere verteidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Altertums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drei Gesängen: Jakob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweiten Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten, bis auf den Zug

des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet, obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jakobs, da er seinen Sohn das erste Mal wieder umarmet.

„Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gährende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst und die Brüder mir sagten,
Joseph hatt' ein Raubtier zerfleischt, und den streifigten
Noch mir

Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des
Josephs Gewand sei;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Raum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre ge-
bracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm
Gott Erben.

Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Mut aus.
Wehmut streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl wert, sie so zu erkaufen.“

Ein gewisser Kunsttrichter hat den Rat gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem Jakob und Joseph hätte man die gotischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei ersten Gefänge des Gedichts der Sündflut betrachten. Der Verfasser hat nichts Geringses gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulyssesbogen greifen, den zu spannen, Mut und Sehnen von nöten sind. „Doch,“ fährt er fort, „der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens.“

Es ist schon ein vornehmer Ruhm, der andere oder der dritte nach dem Sieger zu sein. Hier sind ansehnliche Gewinne auch für die nächsten nach ihm aufgesetzt. Oft ist es sehr schwer, unter zweien, deren jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden.“ Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwei wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nötiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland sein können, wenn alle diese Werke so glücklich zustande kommen, als sie angefangen sind! Drei Heldenichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff dieses Gedichts. Lykoria hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lykoria verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn und gibt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lektion daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sei ihm Opfer schuldig: zweiter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs, da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Mut, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lykoria im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben,“ spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind

*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751, in 12. 60 Seiten.

wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts rot zu werden" zc.: vierter Gesang. Der Neujahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begibt sich zu seiner Lyforis; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu sein; sie verteidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lyforis: sechster Gesang. Lindor und Lyforis sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hoffnung, seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lyforis; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lyforis träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Rätsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechendem Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel,“ schließt der Dichter, „so hütet euch doch, ihr Schönen, für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des Teufels.“ .. Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläufig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich, und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Ein Abwechslung, worinne Frankreich so sinnreich als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Wizes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studierten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafteste Art, zu scherzen, genau beibehalten und

sie niemals mit dem Drolligen abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sei. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw erzählt uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sei, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünfhundert Liv. verkauft und vorgegeben, daß sie einen größern Körper ohnmöglich soweit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselman, tot oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupid's sei, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werter als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Bogen des Sandes zu vergraben, damit er mitsamt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Naritäten auf einem Haufen zu türmen, sie anzuzünden und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig,“ sagt er, „ist der Mann, dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält! O, hätte

das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles, in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius teilte und die Asche des berühmten Besuchs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen und mich, mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen und von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig tot vergraben! Doch... Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen? ... Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen... Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sei etwas gethan, wodurch auch der letzte verherrlicht wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beispiel sein! (... ach, daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen! ...) ... Ja, sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! ... Ich will meine gesammelten Schätze anzünden und mich selbst der teuren Flamme übergeben." ... Der Gott nimmt die Aufopferung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf und beschließt also, sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie und besteht darauf, die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber,“ spricht er, „wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret und mit prophetischem Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden Warnungen des Himmels lesen kann! Keine

geheiligten Orakel kommen mehr zu Hilfe; die Pythia und das Kumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der trojanische Held und der griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berühmte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!" Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzu gerecht ist dein Kummer! O, möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre erzeigt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch über irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus teilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Kairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen Wut begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt und von allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Teil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu erteilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen... Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder nach Kairo zurückkehren und laß den Weisen sich bei dem Narren Rats erholen!" Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie,